



*»Zu Hause hatten
wir nicht mal ein Buch
über Afrika«*

Generationengespräch zur Afrikanistik früher und heute
an der Goethe-Universität

Als »Institut für Afrikanische Sprachwissenschaften« gegründet, hat sich die Afrikanistik im Spektrum des linguistischen Angebots an der Goethe-Universität inzwischen fest etabliert. Ein Gespräch zwischen Antonia Fendt und Mary Ann McLaughlin, zwei Studentinnen der Afrikanistik, und dem Doyen des Fachs, Prof. Herrmann Jungraiithmayr. Dr. Anke Sauter hat die Runde moderiert.

Sauter: Herr Professor Jungraiithmayr, Sie gelten als Gründer des Instituts für Afrikanistik. Wie ist es zur Gründung gekommen?

Jungraiithmayr: Ich hatte den Ruf an die Goethe-Universität 1985 unter der Bedingung angenommen, dass ich hier ein selbstständiges und bis dahin noch nicht existierendes Institut einrichten könnte. Aber es hat dann doch ein wenig gedauert. Zunächst war ich innerhalb des Instituts für Ethnologie für afrikanische Sprachen zuständig. 1994 wurde dann das »Institut für Afrikanische Sprachwissenschaften« gegründet, dies war der ursprüngliche Name.

Sauter: Sie kamen nicht mit leeren Händen.

Jungraiithmayr: Ohne die Voraussetzung von fast dreißig Jahren Afrikanistik in Marburg wäre es nicht gegangen. Ich habe damals alle meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mitgenommen, die Bibliothek wurde zum großen Teil von Marburg nach Frankfurt gebracht und ist bis heute Bestandteil des Instituts für Afrikanistik.

Fendt: Was waren Ihre Beweggründe, sich mit afrikanischen Sprachen zu beschäftigen?

Jungraiithmayr: Das ist eine echte Gretchenfrage, die simple Antwort ist: So ganz genau weiß ich das nicht. Ich stamme aus dem kleinen Städtchen Eferding (Österreich), zu Hause hatten wir nicht mal ein Buch über Afrika. Nach dem Abitur am Realgymnasium in Linz habe ich mich mit meinem Schulfreund Otto Maschke verabredet, wir wollten uns beide irgendwie für Afrika einsetzen. Er hatte viel über die früheren deutschen Kolonien gelesen, hat mich mitgezogen. Als wir uns dann in Wien trafen, meinte er aber, er könnte das leider doch nicht machen. Seine Eltern wollten, dass er etwas Vernünftiges studiert.

Fendt: Wie hat Ihre eigene Familie darauf reagiert, dass Sie ein Fach abseits des Mainstreams studieren wollten?

Jungraiithmayr: Als ich schon im sechsten oder siebten Semester war, hat ein Freund meinen Vater gefragt: Max, wie kannst Du Deinen Sohn einen solchen Unsinn studieren lassen? Worauf mein Vater sagte – und das trägt mich bis heute –: »Wenn Du noch einmal so was sagst, dann bist Du die längste Zeit mein Freund gewesen.« So hatte ich

eine Unterstützung der Eltern, aber natürlich eine ganz naive Unterstützung. Sie waren einfache Land- und Gastwirte.

McLaughlin: Wie kamen Sie von der Völkerkunde zu den Sprachen?

Jungraiithmayr: Ich habe mich gefragt: Warum geht es in der Völkerkunde nur um Kultur, nicht auch um Sprache? Die Sekretärin am Institut für Völkerkunde in Wien, Gräfin Hohenwart-Gerlachstein, verwies mich auf die Vorlesung von Professor Czermak am Institut für Ägyptologie und Afrikanistik. Da war der Groschen gefallen. Czermak war großartig. Er hielt einmal die Woche eine Vorlesung über das Alte Ägypten, darüber bin ich dann Afrikanist geworden. Aber wie war das denn bei Ihnen?

Erfolgreich gestartet

DER NEUE AFRIKANISTIK-BACHELOR

Seit dem Wintersemester 2021/22 gibt es einen neuen Bachelorstudiengang in Afrikanistik, den die Goethe-Universität Frankfurt und die Johannes Gutenberg-Universität Mainz gemeinsam anbieten. Sein Titel: »Afrikanische Sprachen, Medien und Kommunikation«. Der Impuls dazu kam von Afrikanisten, die außerhalb der Wissenschaft tätig sind, sagt der Frankfurter Afrikanist Prof. Axel Fanego Palat: Es fehle an Wissen über das heutige Afrika. Wie verständigen sich Afrikanerinnen und Afrikaner, die von Haus aus mehrsprachig sind, in der europäischen Diaspora? Welche Rolle spielt Social Media auf einem Kontinent mit mündlicher Tradition? Und wie prägend sind Postkolonialismus und Migration? Kenntnisse über das moderne Afrika eröffnen jungen Menschen neue Berufsfelder. Aber der neue Anspruch war für das »Kleine Fach« Afrikanische Sprachwissenschaften durchaus eine Herausforderung. Eine »rein sprachbeschreibende Herangehensweise reicht nicht mehr«, sagt Fanego Palat. In dem Mainzer Afrikaforscher Prof. Nico Nassenstein fand er einen Kooperationspartner, der ebenso nach neuen Wegen suchte. Gemeinsam

schufen sie einen in Deutschland einzigartigen Studiengang. Das passt gut zur strategischen Allianz der Rhein-Main-Universitäten (RMU), der freilich auch die TU Darmstadt angehört: So gab es Fördermittel aus den Initiativfonds für Forschung und für Lehre. Der neue Studiengang ist nämlich auch an ein neues Forschungsprojekt angedockt, das gemeinsam von den Unis Frankfurt und Mainz getragen wird: Das interdisziplinäre internationale Projekt »Cultural Entrepreneurship and Digital Transformation in Africa and Asia« (CEDITRAA), das die Folgen der Digitalisierung für die kulturelle Produktion in Afrika und Asien in den Blick nimmt (siehe Beitrag Seite 5). Der neue Bachelorstudiengang lässt auch Raum für einen Auslandsaufenthalt und ist interdisziplinär angelegt. Studiert werden zwei afrikanische Sprachen, afrikanistische linguistische Praxis mit Inhalten der Soziolinguistik, der digitalen und interkulturellen Kommunikation. Dank digitaler Lehrformate hält sich das Pendeln in Grenzen und ermöglicht es, Lehrende aus Afrika einzubeziehen. Die Nachfrage scheint das Konzept zu bestätigen: Fast 40 junge Menschen haben im Herbst das Studium aufgenommen. **pb**



Bei einem Aufenthalt im Tangale-Land, Nord-Ost-Nigeria: Prof. Jungrathmayr zusammen mit seinem Sprachassistenten Stephen Njengo (links) und dem Meistererzähler Gabdo Bapi Gauti (Mitte).

Fendt: Wir haben in unserem Bachelorstudiengang in Mainz beide Linguistik im Kernfach und Ethnologie im Beifach studiert und mussten innerhalb des Kernfachs zwei Sprachen belegen. Ich habe mich immer für Geschichte, Geografie, aber auch Flora und Fauna Afrikas interessiert und dachte, es wäre sicher spannend, eine afrikanische Sprache zu erlernen, denn Sprachen öffnen bekanntlich Türen. Ich habe mich dann erstmal für die westafrikanische Sprache Bambara und später für die ostafrikanische Sprache Swahili eingetragen. Im Masterstudium habe ich dann noch Kinyarwanda gelernt.

Sauter: Was fasziniert Sie an afrikanischen Sprachen?

Fendt: Was mich fasziniert hat, war die Andersartigkeit der Sprache und der Sprachstruktur. Beispielsweise der Ausdruck von *haben* oder *sein*, was für uns gängige Verben sind, kann in anderen Sprachen ganz anders ausgedrückt werden.

Sauter: Können Sie das näher erklären?

Fendt: Im Bambara wird Possession über verschiedene Konzepte ausgedrückt, je nachdem, was man besitzt. Es gibt also keine direkte Übersetzung für *haben*. Stattdessen wird *haben* syntaktisch über lokale Postpositionen realisiert. Dabei wird danach unterschieden, ob es sich um konkreten oder abstrakten Besitz handelt.

McLaughlin: Es wird eher beschrieben, wie nah etwas zur jeweiligen Person ist. Wenn ich etwas besitze, sage ich, es ist bei mir.

Jungrathmayr: Das erinnert mich an mein frühes Studium des Ewe, einer Sprache Ghanas und Togos. Im Ewe gibt es kein Wort für *bringen*. *Bringen* ist eine Abstraktion, es besteht aus *gehen*, *kommen* und *geben*. Man kann hier von *serial verbs* sprechen, ähnlich den Verba coniuncta im Nubischen.

McLaughlin: Wie haben Sie zu Ihrem späteren Forschungsschwerpunkt, den tschadischen Sprachen, gefunden?



Herrmann Jungrathmayr mit afrikanischen Mitarbeitern bei einer nächtlichen Aufzeichnung der Sprache Sumray im Zentraltschad im Jahr 2001.

Jungrathmayr: Nachdem Prof. Czermak 1953 in Wien verstorben war, studierte ich in Hamburg weiter. Als ich meinem dortigen Professor vorschlug, ich könnte eine Arbeit über die Verba coniuncta schreiben, meinte er: Das muss nicht sein. Stattdessen sollte ich ein Manuskript bearbeiten aus der Feder eines Missionars. Es war ein Wörterbuch mit Grammatik des Tangale, einer nigerianisch-tschadischen Sprache. Das war mein Anfang mit dem Tschadischen.

Fendt: Was hat Sie daran fasziniert?

Jungrathmayr: Ich habe mich früh für das Verhältnis zwischen den Sprachen des nördlichen und denen des subsaharischen Afrika interessiert, damals hieß das Weiß- und Schwarzafrika. Ich wollte wissen: Diese jahrtausendelange Begegnung zwischen den Menschen, den Sprachen, den Kulturen – wie sind die Sprachen möglicherweise verändert worden durch diese Begegnungen?

Sauter: Können Sie uns kurz erklären, was genau Sie über die tschadischen Sprachen herausgefunden haben?

Jungrathmayr: Das Tschadische als Sprachenwelt ist nur erklärbar durch die Zuwanderung von Menschen, die ursprünglich in der grünen Sahara gelebt haben. Sie mussten sich wegen des Klimawandels vor etwa 5000 Jahren ein neues Zuhause suchen. Und das fanden sie einerseits im ägyptischen Niltal und andererseits im Tschadseegebiet im Zentralsudan. Mein Leben habe ich der Frage gewidmet, was ist aus den ursprünglich nordafrikanischen Sprachkulturen geworden, als sie im Zentral-

ZUR PERSON



Herrmann Jungrathmayr, Jahrgang 1931, hat in Wien und Hamburg Afrikanistik, Ägyptologie und Ethnologie studiert. Von 1956 bis 1959 war er Dozent am Goethe-Institut Kairo, vor allem an den beiden Gymnasien Orman und Ibrahimiyya. 1957 führte er die deutsche Sprache an der Al-Azhar-Universität ein. 1967 wurde er in Marburg habilitiert und war anschließend als Privatdozent dort tätig. Nach einer Tätigkeit als Assistant Professor an der Howard University von Washington, D.C. war er von 1972 bis 1985 Professor für Afrikanistik an der Philipps-Universität Marburg. 1983 war er als Gastprofessor an der Maiduguri University in Nigeria tätig. Von 1985 bis 1996 hatte er den Lehrstuhl für Afrikanische Sprachwissenschaften an der Goethe-Universität inne und gründete das Institut für Afrikanische Sprachwissenschaften, heute Institut für Afrikanistik.

Jungrathmayr@em.uni-frankfurt.de

sudan mit nigritisch-afrikanischen Völkern und Sprachen zusammenkamen und sich mit diesen gemeinsam entwickelten?

Sauter: Und was ist geschehen?

Jungraithmayr: Das Wesentliche war: Die sogenannten hamitosemitischen, afroasiatischen Sprachen – Akkadisch, Hebräisch, Arabisch, Berberisch etc. – sind ja Ablautsprachen, das heißt, wie im Deutschen bei Verben wie *singen, sang, gesungen* ändert sich der Vokal. Sie wurden durch den Kontakt mit ursprünglichen (autochtonen) afrikanischen Sprachen, bei denen sich meistens die Tonhöhe verändert, beeinflusst. Im Mubi, einer Ablautsprache, haben Sie *ewit* (er hat gebissen) und *uwaat* (er beißt gerade) – Perfektiv und Imperfektiv sind hier durch einen starken vokalischen Gegensatz gekennzeichnet. Keine 300 Kilometer weiter westlich ist es aus mit den schönen Vokalen. Im Masa heißt das Perfektiv *ât*, das Imperfektiv *át* (mit unterschiedlicher Tonhöhe ausgesprochen).

McLaughlin: Haben Sie direkt Feldforschung betrieben?

Jungraithmayr: Ja, natürlich, viele Male, 50 Jahre lang. Ab 1956 habe ich drei Jahre in Ägypten gelebt und für das Goethe-Institut Deutsch an Gymnasien und an der Azhar-Universität unterrichtet. Ich wollte vor allem Arabisch sprechen lernen. Durch Studenten aus dem Zentralsudan wurde mir der Zugang zu deren Heimatdörfern ermöglicht. Mit meinem Bruder Alfred habe ich dann 1958/59 eine erste Reise unternommen, um die Spuren der Daju-Sprache aufzunehmen, die mich damals besonders interessiert hat.

Fendt: Es gibt 150 tschadische Sprachen. Was hat Sie angetrieben, immer weitere Sprachen zu erforschen?

Jungraithmayr: Neugier und Forschungsdrang. Viele dieser Sprachen kannten wir noch gar nicht. Wissenschaft ist die Kunst, die Wissen schafft. Jede Sprache bewahrt das afroasiatische Erbe auf ihre eigene Weise.

Sauter: Und was haben die Sprachen gemeinsam?

Jungraithmayr: Es gibt ein Kernvokabular, das sie mit den klassischen Schriftsprachen des Alten Orients verbindet. Zum Beispiel finden sich einzelne Wörter wie das *Verb paras* (spalten) sowohl auf akkadischen Keilschrifttafeln als auch in einigen ostschadischen Sprachen. Außerdem funktionieren diese Sprachen im



Der Afrikanist mit Tochter Therese und dem Emir von Kaltungo. Die beiden waren 2009 anlässlich einer Buchpräsentation in der nigerianischen Stadt.

verbalen Bereich nach den Grundaspekten Perfektiv und Imperfektiv. Alles lässt sich auf diese Grundbinarität zurückführen. Das hat mich fasziniert, und ich bin im Lauf der Jahre von Sprache zu Sprache gegangen und habe es überprüft.

McLaughlin: Sie überblicken ja mehrere Jahrzehnte der Afrikanistik. Was hat sich in dieser Zeit aus Ihrer Sicht verändert?

Jungraithmayr: Heute ist die synchrone Ebene des Sprachenstudiums viel stärker als die diachrone (*die zeitlich vergleichende, Anmerkung der Redaktion*). Wir haben noch mehr den historischen Blick gelernt: Wie ist eine Sprache so geworden, wie sie ist? Gibt es Nachbarsprachen, die noch einen altertümlicheren Typus darstellen? Um das prüfen zu können, bedarf es natürlich sehr, sehr vieler Daten. So entstand der tschadische Wortkatalog, in Marburg gegründet und in Frankfurt fortgeführt.

Sauter: Sie kamen als Europäer mit diesem wissenschaftlichen Interesse an Sprachen nach Afrika. Gab es ein solches Interesse auch in den afrikanischen Ländern?

Jungraithmayr: Schwierige Frage. Das Interesse an Sprache an den Universitäten ging damals noch in eine andere Richtung. Man brauchte erst mal Materialien für den Unterricht an der Grund-

schule. Ich bin aber für meine Arbeit mehrmals geehrt worden, vielleicht ohne dass meine Forschung bis in die Details rezipiert wurde.

Sauter: Gibt es in Afrika Linguisten, die ähnlich arbeiten wie Sie?

Jungraithmayr: Ja, sicher. Es gibt viele Kollegen, die an afrikanischen Universitäten lehren und uns auf internationalen Kongressen begegnen und die das mindestens so gut machen wie wir. Als Muttersprachler und geschulte Linguisten haben sie natürlich große Vorteile. Was noch weitgehend fehlt, ist die historisch-vergleichende Sprachforschung.

Fendt: Forschen Sie immer noch aktiv?

Jungraithmayr: Sehr! Ich arbeite mit einem Ägyptologen in Konstanz zusammen. Wir beschreiben zurzeit gemeinsam eine Sprache im Tschad, das Kwang. Ja, ich bin noch mittendrin, obwohl ich mich manchmal nicht mehr so kräftig fühle. Aber wenn ich so eine Unterstützung habe, geht es schon. Ich habe noch so unendlich viel Material! (An Fendt und McLaughlin:) Aber darf ich Sie fragen, ob Sie sich auch für Forschung begeistern könnten? Würden Sie gern eine Sprache beschreiben, die noch nicht erforscht ist? Oder würden Sie lieber Kommunikationsforschung mithilfe der Sprache, die Sie gelernt haben, betreiben?

McLaughlin: Es würde mir sicher Spaß machen, eine Sprache zu erforschen, die noch nicht beschrieben ist. Aber ich fand es auch spannend, mit den Materialien zu arbeiten, die zum Beispiel im Afrikamuseum in Tervuren (Belgien) liegen, wo ich Praktikantin war. Da gibt es viele sprachpolitische Aufzeichnungen aus der Zeit während und kurz nach der Kolonialherrschaft im Kongo, die der Welt noch nicht zugänglich gemacht wurden.

Jungraithmayr: Worum geht es da genau?

McLaughlin: Das war so: Missionare sind im Kongo gelandet, haben da die erste lokale Sprache gelernt, die lag ihnen vielleicht ganz gut. Dann sind sie weitergezogen, um zu missionieren. Dabei haben sie diese Sprache an anderen Orten als Standardsprache genutzt, obwohl die örtlichen Gegebenheiten

anders waren. Das führte zu Sprachwandel, weil es zu ganz anderen Verknüpfungen und Kombinationen kam.

Jungrathmayr: Sie haben also durch die Verwendung des zuerst gelernten Idioms als Verständigungssprache Elemente weitergetragen, die dann die anderen Sprachen verändert haben?

McLaughlin: Genau. Dadurch sind quasi künstliche Sprachen entstanden. Diese Sprachen sind heute noch gegeben, wenn man sich zum Beispiel die Sprache Lingala anschaut. Dieses mentale Gut wird oft in Museen aufbewahrt und könnte öffentlich gemacht werden, damit die Menschen selbst nachvollziehen können, weswegen ihre Sprache heute so gesprochen wird. Aber ein großer Teil dieser Dokumente liegt in Museen in Belgien, da haben die Menschen im Kongo keinen Zugriff darauf.

Jungrathmayr: Gibt es Versuche, das zu digitalisieren, damit das im Kongo auch zur Kenntnis genommen werden kann?

McLaughlin: Ja, das fängt jetzt so langsam an im Zuge der Debatte um Raubkunst. Aber es geht eben nicht nur um Gegenstände, sondern auch um viele Sprachdokumente, weil viele Sprachwissenschaftler damals auch für die Museen gearbeitet haben.

Jungrathmayr: Sprachmaterial, das schriftlich in Europa existiert, zu digitalisieren, damit die afrikanischen Gemeinschaften das zur Kenntnis nehmen und eventuell von sich aus daran arbeiten können: Das ist eine ungeheuer wichtige Aufgabe. Da müssten praktisch auch alle unsere Publikationen erfasst werden. Jedes meiner Bücher kostet ja 70 Euro oder mehr. Es ist schon paradox: Viele unserer Bücher können beim Umzug unseres Instituts ins Westend aus Platzgründen nicht mitgenommen werden, und dort werden sie händeringend gesucht.

Sauter: Die würde man in Afrika gut brauchen können.

Jungrathmayr: Ja, natürlich, aber wer finanziert das? Ein kleines Büchlein zu schicken, kostet schon 30 Euro.

McLaughlin: »Engagement Global«. Das ist ein Service für Entwicklungsinitia-

tiven, die entwicklungspolitische Vorhaben fördern. Mit dem TKZ (Transportkostenzuschuss)-Angebot kann man zum Beispiel Unterstützung bei Sachspenden erhalten. Eine Bedingung dabei ist, dass die Sachspenden dazu dienen, die Lebensbedingungen einer benachteiligten Bevölkerungsgruppe zu verbessern, und das tun Bücher ja allemal. Man könnte da mal einen Antrag stellen und alle Dubletten zusammenpacken und dorthin schicken.

Jungrathmayr: Das wäre ja großartig!

Sauter: Dann hat unser kleiner Gesprächskreis ja richtig praktische Konsequenzen!

Das Gespräch moderierte
Dr. Anke Sauter, Referentin für
Wissenschaftskommunikation
an der Goethe-Universität.

ZUR PERSON



Antonia Fendt, 24, stammt aus Idstein im Taunus. Sie hat in Mainz ihren Bachelor in Linguistik und Ethnologie gemacht und in dieser Zeit die westafrikanische Sprache Bambara und die ostafrikanische Sprache Swahili erlernt. Im Masterstudiengang »Sprache und Gesellschaft in Afrika« mit Schwerpunkt »Afrikanistik – soziale und historische Kontexte« hat sie zudem Kurse in Kinyarwanda belegt. Im Afrikanistikstudium sind ihr Interesse und ihre Begeisterung für afrikanische Kulturen, Musik und Literatur sowie Afrikalinguistik noch intensiver geworden. Sie ist studentische Hilfskraft am Institut für Afrikanistik. Für ihre Zukunft könnte sie sich eine Tätigkeit in Forschung und Lehre vorstellen.

fendt@em.uni-frankfurt.de



Mary Ann McLaughlin, 27, ist in den USA und im kleinen Dorf Langweiler im Kreis Kusel aufgewachsen. Sie hat in Mainz Linguistik mit dem Schwerpunkt Afrikanistik und Ethnologie und Afrikastudien studiert. Dort hat sie die Sprachen Bambara und Swahili gelernt. Nun absolviert sie in Frankfurt den Masterstudiengang »Sprache und Gesellschaft in Afrika« mit Schwerpunkt »Afrikanistik – soziale und historische Kontexte« und hat einen Sprachkurs zu Kinyarwanda belegt sowie einen Strukturkurs zu Lingala/Bangala. Beruflich könnte sie sich eine Tätigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit vorstellen, aber auch in Forschung und Lehre. Während eines Praktikums im Afrikamuseum im belgischen Tervuren hat sie das Thema für ihre Masterarbeit gefunden, die sich kritisch mit Koloniallinguistik und Sprachpolitik im Kongo befassen soll.

mclmary94@icloud.com